Nummer 42 — Dienstag, 19. Februar 1924

Berliner Familien-Zeitung

Brandstifter

Eine Schelmengeschichte von Viktor Helling

[Nachdruck verboten.]

„Die linden Lüfte sind erwacht . . .", sang oben eine Stimme zum Klavier. Im Hause roch es nach angebrannter Milch.

Provisor Dultz schaute, von der Zeitung aufblickend, zürnend nach der Decke. Das Zimmer, in dem die temperamentvolle Gattin des Chefs den Musen huldigte, lag gerade über der Apotheke.

Die erlesenste Musik kann stören. Herr Dultz studierte eben mit allen Sinnen einen aufregenden kriminalistischen Fall, der in dem Zeitungsblatt in fesselnder Weise erläutert wurde. Der Gesang der Frau Gudula Rimkhoff hingegen war alles andere als ein Ohrenschmaus; ganz abgesehen davon, daß der Liedertext den Ereignissen voraneilte. Man stand im Ausgang des Winters, und draußen wehte ein scharfer Nordwest, der die Leute an die Wände drückte. Ein wirklicher Salzgeruch lag in der Luft, der die Stickenstedter von Zeit zu Zeit daran erinnerte, daß ihr Heimatstädtchen nur drei Meilen und etliche Kilometer von der See entfernt war, in dem sturmdurchwetterten Winkel zwischen der zimbrischen und norddeutschen Küste. Die Stickenstedter bedurften jedoch dieser sinnfälligen Mahnung nicht. Sie kamen zwar nicht mit „Wasserstiefeln zur Welt", waren sich aber wohl bewußt, daß sie zur Wasserkant rechneten. Der kleine Streifen, der Stickenstedt von der See schied, zerfloß auf den Karten allerdings in ein Nichts.

Eins hindert nicht das andere. Bei gewissen Gelegenheiten betonten die Stickenstedter gern, ihre Heimat sei eine Landstadt. Ihre Vorfahren hatten sich seinerzeit, um ihre landstädtischen Interessen besorgt, sogar gegen einen Anschluß an die Staatseisenbahn gewehrt. Der Hauptredner, nebenbei Stickenstedts größter Kartoffelbauer, hatte in der Gemeinderatsitzung einen einstimmigen ablehnenden Beschluß erzielt. An sich gewiß ein schöner Erfolg. Vier Wochen später begann der Bahnbau. Gegen höhere Gewalt ist eben kein Kraut gewachsen.

Die Stickenstedter hatten ihre Bahn bekommen, und jetzt stand sie, vor allem seit das nächstgelegene Fischerdorf Scharns Nepp den Keim zu einem norddeutschen Ostende in sich entdeckt hatte, schon über fünfzehn Jahre in eingleisigem, aber gewinnbringendem Betrieb und hatte weder dem Marktleben von Stickenstedt Abbruch getan, noch dem Reiz der Gassen und Giebelhäuser, von denen Reisende noch immer einen stimmungsreichen Eindruck mitnahmen.

Wohl dem, der seinem Charakter treu bleibt! Stickenstedt war auch jetzt noch von hübschen, ausgedehnten Gemüsegärten von allen Seiten umzogen, und was geerntet ward, unterschied sich angenehm von den Erträgnissen der näher an der See gelegenen Ortschaften. Die Erdbeeren schmeckten nicht nach Salz, was sich sonst anderwärts lästig bemerkbar machte. Gut gepflegte Anlagen führten nach dem malerisch im Buchenwald gelegenen Schießhaus, das, von drei Seiten von der vier Meter breiten Sticke umspült, im Sommer zur Einkehr lockte. Ungemein wohnlich und malerisch wirkte das Gassengewinkel in der Nähe des Marktes. Stattlich aber nahm sich auch der Bahnhofplatz aus, wo, unweit des von Spreckelsenschen Stadtgutes, das neuzeitliche Viertel entstanden war, ein Fleck, ganz von Büschen und Blumen umringt. Der Winter mußte nur erst seine letzten Schanzen geräumt haben! Wenn es erst allenthalben wieder blühte oder sang oder später der Weizen bleichte da merkte man erst, wie schön es in solch einer kleinen, offenen Landstadt zu leben war. Wie bekränzt lag sie dann da, wie von blütenweißen Girlanden durchwunden und doch ohne jede festliche Unruhe, friedevoll und still und nicht in die Händel der großen Welt verstrickt.

Wenn man einen Zeitungsartikel dreimal genau gelesen hat, pflegt er einem meist nichts Neues mehr zu enthüllen. Provisor Dultz klappte das Kreisblatt zu. „Vielleicht kommt er doch durch", sagte er bei sich. „Wenn auch wenig Hoffnung besteht, da sie wie die Spürhunde hinter dem Kerl her sein werden." Dabei sann er der Frage nach, wieso es kam, daß er einem Schwerverbrecher etwas Günstiges wünschte. In dem Artikel war die Flucht eines Brandstifters aus dem Gefängnis beschrieben, die kecke und waghalsige Flucht eines Menschen, den man bis jetzt noch nicht erwischt hatte. Es war die Vermutung ausgesprochen, daß sich der Entsprungene in der Nähe Stickenstedts aufhalte.

Provisor Dultz schichtete ein Päckchen Etiketten vor sich auf, die eben erst aus der Druckerei gekommen waren. „Apotheke zum Sachsenroß, Besitzer Johann Friedrich Rimkhoff" stand darauf. „Man wird ihn erkennen, wie man die Flasche an der Etikette erkennt", dachte der Provisor. „Im Sträflingsrock kommt keiner weit." Sein Blick ging über den Markt. Frau Rimkhoff spielte noch immer Klavier. Möglich, daß der Frühling mit Macht kam; der steife Nordwest gehörte ja zu seinen Herolden. Zur Stunde jedenfalls sah es draußen noch recht trostlos aus. Die Fenster rings, soweit der Blick reichte, waren mit feinen Rinnsalen bedeckt, über das breite Dach der Stadtkirche, die alle Häuser überragte, tanzte eine Regenbö nach der anderen, und in den Dachrauen kluckerte das Wasser; auch vom Spiegel des „Spions" troff es, der vor der Wohnung des Konrektors Strohsal angebracht war. Doch stellte Provisor Dultz sogleich fest, daß die Frau Konrektor dessenungeachtet in ihr Verräterglas spähte. Auch Frau Strohsal blieb an guten wie bösen Tagen ihrem Wesen treu.

Provisor Dultz trat an den kleinen Tisch zurück und zerdrückte den Rest seiner Zigarette in dem froschgrünen Aschenbecher, den Herr Rimkhoff für die Apotheke gestiftet hatte. Es war ein Ungetüm, das noch aus der Zeit stammte, da sich Johann Friedrich Rimkhoff noch nicht in eheliche Fesseln hatte schlagen lassen. Bei Gelegenheit war herausgekommen, daß Frau Gudula, als sie noch im Flügelkleide als hochausgeschossene Apothekenbesitzerstochter durch die Straßen von Sommerfeld gestattet war, den Porzellanfrosch Herrn Rimkhoff zum Angebinde gemacht hatte. Das Untier gewann, sobald man die erhaben daran angebrachte Inschrift entdeckte: „Heiraten und nicht verzweifeln!" Herr Rimkhoff hatte den wohlgemeinten Rat nicht mehr nötig.

Es fanden sich ein paar Kunden ein, Frauen mit Schirmen, unter deren Spitze sich eine kleine Lache auf den blauweißen Fliesen bildete, von denen Doktor Heins gesagt hatte, sie erinnerten ihn immer so lebhaft an die Schürzen der Aschinger-Mädels in Berlin; auch ein paar Kinder waren da. Und der Chef erschien, und Konrektor Valentin Strohsal schlurfte in großen Gummischuhen herein und plauderte mit Herrn Rimkhoff an der Tür.

Der Konrektor war für jeden Gedankenaustausch empfänglich, denn er war im Hauptberuf Dichter von Gottes Gnaden; das Kreisblatt konnte ein Lied von ihm singen. Außerhalb Stickenstedts war er zwar wenig bekannt, aber das Bibelwort, daß der Prophet nichts im eigenen Lande gilt, strafte sich bei ihm Lügen. Die Stickenstedter nahmen seine Gedichte achtungsvoll auf; sie waren auch nicht besonders verwöhnt. Valentin Strohsal hatte nur einen Konkurrenten am Platz, den Schuhmachermeister Lütt, der von Zeit zu Zeit seine „erstklassigen Damen-, Herren- und Konfirmandenmaßstiefel" im Kreisblatt in gebundener Rede anpries. Bösartige Literaturfreunde behaupteten, Schuster Lütt dichte den feineren Stiefel.

Ein Dichter, mag er in das anregendste Gespräch verstrickt sein, sieht und hört alles. Konrektor Strohsal lauschte auf, als ein Knirps, der nicht einmal mit der Nasenspitze über den Tisch der Apotheke wegsehen konnte, laut und vernehmlich eine Buddel Rum verlangt hatte.

„Rum?" wiederholte Provisor Dultz und hielt die ihm gereichte Flasche gegen das Licht. „Laum Supen?"

„Ick weit nich dorvon. Aewer ick mein man", antwortete der hoffnungsvolle Dreikäsehoch und schabte einen feiner aus den Pantoffeln gezogenen Füße am anderen.

Apotheker Rimkhoff hatte sich umgedreht. „Hm, das ist", brummte er halblaut, „wieder derselbe Junge von neulich." Und zu Provisor Dultz sagte er: „Geben Sie ihm von unserem Jamaika."

„Wie? Das führen Sie?" fragte erstaunt Konrektor Strohsal.

Johann Friedrich Rimkhoff erwiderte, die linke Schulter zuckend, da sei nichts zu machen. Bis zu einem gewissen Grade sei man eben Geschäftsmann. Verkaufe nicht er den Rum, so schicke man den Schlingel in die Destille. Uebrigens, setzte er geheimnisvoll lächelnd hinzu, habe es mit diesem Jungen und dem Jamaikarum seine eigene Bewandtnis.

Nichts ist aufregender als eine geheimnisvolle Andeutung. Konrektor Strohsaal wollte sofort wissen, ob man hinter die Schliche eines gewissen Jemand gekommen sei. Wer lebte in Stickenstedt, der insgeheim dem Trunke fröhnte? Wem genügte nicht der abendliche Grog am Stammtisch?

„Ich habe — gewissermaßen aus Langerweile — den Jungen kürzlich gefragt, für wen er regelmäßig den Rum holt."

„Und man kennt den Mann?"

„Es ist kein Mann. Die Fährte weist auf eine Dame."

„Unmöglich!" klang es entrüstet. Und völlig verständnislos schüttelte Strohsal seine Dichterlocken, als der Apotheker mit gedämpfter Stimme wisperte: „Die Dame ist im Stadtschloß zu suchen. Ich habe, wie gesagt, das Bürschchen ins Gebet genommen. Er kommt aus dem Herrschaftshause. Und die Auftraggeberin schickt ihn öfter. Man wagt ja an keine Namen zu rühren —"

„Aber der Eingeweihte weiß, daß nur zwei im Stadtgut in Frage kommen. Eine sehr eigenartige Angewohnheit einsamer Damen."

„Oder wenigstens eine nicht unbedenkliche Arznei!"

Der Konrektor meinte, man dürfe sich heutzutage über nichts mehr wundern. Die junge Frau eines Kollegen habe neulich Zigaretten gegequalmt. Warum solle man da erstaunt sein, wenn eine andere junge Dame Jamaikarum trinke?

„Sie ist nicht mehr weit von den Dreißigen und noch immer die schönste Erscheinung, wenn sie die ‚Stradella' besucht."

„Und hat ihr Romankapitel hinter sich?"

„Letzten Endes könnte ebensogut die Generalin, Fräulein von Spreckelsens Tante, in Frage kommen. Die Generalin pflegt allerdings ihren Diener zu Einkäufen zu schicken und keinen Hütejungen."

„Sehen Sie! Nun, ich denke, Sie werden die Augen offen halten?"

„Unbedingt!" Friedrich Johann Rimkhoff öffnete die Tür; der Sturmwind riß sie ihm fast aus der Hand.

Provisor Dultz hatte noch ein paar Worte mehr aufgefangen. Er hatte den Namen des Fräuleins von Spreckelsen genau verstanden, und die Zusammenhänge mit dem Jungen und dem Jamaikarum waren ihm ebensowenig entgangen wie des Konrektors Bemerkung, daß Fräulein von Spreckelsen ihr Romankapitel hinter sich habe.

(Fortsetzung folgt)

„Frühlingswehen!" hüstelte Valentin Strohsal. Der Apotheker wartete, bis es den Konrektor auf die nächste Pfütze zugeweht hatte. Dann meckerte er zu seinem Provisor: „Wenn er einmal ins Reden kommt, der gute Klassiker Strohsal, dann findet er kein Ende. Und in der nächsten Sonntagsnummer des Kreisblättchens wird er übers Frühlingswehen dichten. Sie hörten wohl? Manche Leute können's gar nicht erwarten. Na, lassen Sie sich nicht stören!"

Nach Stendal und Tangermünde

Von E. ich Griebel / Mit Federzeichnungen von Wilhelm Reichmann

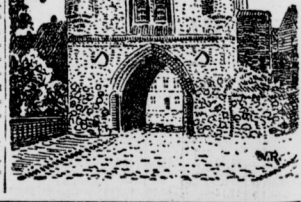
Jetzt ist wieder die Zeit gekommen, in der die Abendstunden mit ihren zartduftenden Farbenwundern am westlichen Himmel die Sehnsucht nach Erdgeruch, nach Wald, nach Heimat und alten, lieb vertrauten Winkeln wecken. Also hinaus! Wieder einmal wird nach harten Arbeitswochen der Wanderstock in die Hand gedrückt — und schon meldet sich in irgendeinem Winkel der Erinnerung eine fröhliche Wanderweise.

Von allen Freuden dieser Welt,
Die uns ein Gott gegeben,
Das Wandern uns das Herz erhält,
Ja: „Wandern, das heißt Leben!"

Ich fuhr nach Stendal in der Altmark. Tagelang hatte das schönste Wetter gewaltet, hatte tausendfach hinausgelockt und die Sehnsucht nach blauduftigen Fernen geweckt. Und nun, als ich mit meinem Frohgefühl in Stendal ankam, da schlug das Wetter um. Ein vorlauter Wind tollte, gewöhnliche Gassenhauer pfeifend, durch die Straßen. Wenig liebenswürdige Regenschauer ohrfeigten mich. Rauhreif legte sich auf meine Seele und auf Organe aus meinen getäuschten Hoffnungen heraus. Stendal langweilig zu finden. Nur die beiden Stadttore, der Dom und vor allem der Roland, fesselten mich kurze Zeit. Dann ging es müden Schrittes zum Bahnhof und mit dem Zug nach Tangermünde, der mittelalterlichen Kaiser- und neuzeitlichen Zuckerrübenstadt.

Wieder schlägt das Wetter um. Die Stille der Mittagsstunde ruht wie ein Alp auf die kleine Stadt. Menschenleer sind die Straßen; die Läden sind geschlossen und warm scheint die Sonne, fast wie an einem Spätsommertage hernieder. Zahlreiche Fachwerkhäuser führen in der von einem festen Mauergürtel umgebenen Altstadt ein geruhsames, stillverträumtes Dasein. Vielfach prangen diese Häuser in bunten Farben. Es kleidet ihnen gut, dieser Farbenklang, der vom Gold warmer Sonnenstrahlen überflutet wird.

Juwele gotischer Baukunst sind das Neustädter Tor, Das Rathaus und vor allem die Stephanskirche, welche einer von tiefster Symbolik getragenen Formensprache niederdeutschen Geistes redet.



Oestlich der Stadt, hart am Ufer der Elbe, liegt die alte Burg Kaiser Karls IV., jener beachtenswerten, klugen, wenn auch nicht gerade sympathischen Erscheinung aus der Vergangenheit deutscher Geschichte. In den Burgarkaden steht auch sein Denkmal. Mit Lendbuch und Geldsäcke steht er auf hohem Postament und schaut sinnend über das weite Elbtal.

Ich schreite hinunter zum Ufer der Elbe, wo ein ganz eigenartiges, wuchtiges Stadtbild überrascht. Die Burg mit ihren hohen Mauern und den sich darüber emporreckenden Türmen. Die alte Stadtmauer, St. Stephan und die Roßfurt geben einen ganz eigenartigen Zusammenklang. Eine alte Fähre trägt mich zum anderen Elbufer hinüber. Ueber freies Land geht die Wanderung den in der Ferne blauenden Wäldern zu, während hinter mir die Stadt wie ein Märchen der Vergangenheit liegt, um welches die Jetztzeit, wie Unkraut die Schornsteine der Industrie herumwuchern ließ. Noch stundenlang sieht man dieses Bild fast visionär immer wieder auftauchen. Wie ein Sinnbild des heutigen Deutschland wirkt es auf mich, ja, ich sehe wie ein Sinnbild der deutschen Seele, die in den Fangarmen des Materialismus gefangen liegt.

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Textes: Heinrich Hoppenzelmann; für den Inseratenteil: Paul Grüß; sämtlich in Berlin.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.